

Der Thatcher-Reflex: Eine urologische Theorie der Umverteilung

I. Eine Vorbemerkung zur Methode

Es gibt Theorien, die man widerlegt, indem man sie liest. Trickle-down ist so eine. Man muss nicht einmal Statistik können, man muss nur einmal in seinem Leben unter einer Brücke gestanden haben, während es von oben tropfte, um zu verstehen: Was von oben kommt, ist selten ein Segen. Es ist meistens einfach nur nass, und es kommt nicht bei dir an, weil es für dich gedacht war, sondern weil die Schwerkraft keine Ideologie kennt.

Man muss an dieser Stelle vorsichtig sein mit dem Wort «Theorie». Eine Theorie, im wissenschaftlichen Sinn, ist etwas, das sich falsifizieren lässt. Trickle-down hingegen ist etwas anderes: eine Behauptung, die sich seit über vierzig Jahren jeder Überprüfung entzieht, indem sie ihre eigene Widerlegung als Beweis für ungenügende Anwendung uminterpretiert. Kommt unten nichts an, war die Entlastung oben nicht grosszügig genug. Das ist, als würde man behaupten, ein Regenschirm funktioniere nicht, weil man ihn noch nicht genug geöffnet habe, während man ihn die ganze Zeit zusammengeklappt über den Kopf hält.

Diese Uneinsichtigkeit hat Methode. Sie ist der eigentliche Kern dessen, was man untersuchen muss, wenn man verstehen will, warum eine ökonomische Idee, die empirisch so solide widerlegt ist wie die Vorstellung, man könne mit einem Fieberthermometer Golf spielen, seit Jahrzehnten die Grundlage westlicher Steuerpolitik bildet. Die Antwort, so viel sei vorweggenommen, hat weniger mit Ökonomie zu tun als mit Begehren. Und Begehren, das wissen wir aus jeder Form der Analyse, folgt selten der Logik der Fakten.

II. Die Anatomie des Herabtröpfelns

Margaret Thatcher hat diese Erkenntnis nie gehabt, oder sie hatte sie zu gut. Man muss der Redlichkeit halber zugeben: Es gibt eine gewisse Konsequenz darin, eine Volkswirtschaft vierzig Jahre lang so zu behandeln, wie man eine Kanalisation behandelt: von oben hineingeben, unten erwarten, dass Wunder geschehen, und wenn nichts ankommt, die Rohre für das Problem erklären, nie den Druck, nie die Quelle. Das ist keine Wirtschaftspolitik. Das ist Urodynamik mit Gesetzeskraft.

Die trickle-down-Hypothese behauptet bekanntlich: Gib den Reichen mehr, und irgendwann, durch eine Art volkswirtschaftliche Osmose, landet ein Tropfen davon auch bei dir. Das Problem an dieser Theorie ist nicht, dass sie moralisch fragwürdig ist; das wäre ja fast schon sympathisch ehrlich. Das Problem ist, dass sie physikalisch falsch ist. Reichtum sickert nicht. Reichtum akkumuliert. Es gibt in der gesamten Geschichte des Kapitals keine einzige dokumentierte Yacht, die aus Mitleid ein bisschen kleiner geworden wäre, damit unten mehr Wasser im Beckenrand bleibt.

Und hier muss man ehrlich sein über die Anatomie der Metapher, denn sie ist kein Zufall. Trickle-down ist im Kern eine Fantasie über kontrolliertes Herablassen. Eine, bei der die eine Partei sich vom Akt des Herabtröpfelns erregt zeigt und die andere Partei am Boden liegend dazu erzogen wurde, das für eine Dienstleistung zu halten. Es ist, ökonomisch betrachtet, ein Pisskink (Urophilie) ohne Konsens: Die eine Seite bekommt die Befriedigung, mächtig genug zu sein, um zu träufeln. Die andere Seite bekommt kalte Füsse und einen Sachbezug in der Steuererklärung. Man hat diesem Verhältnis über Jahrzehnte den Anstrich der Wissenschaft gegeben, Kurven, Modelle,

Nobelpreise sogar, damit niemand fragen muss, warum ein ganzes Wirtschaftssystem auf der erotischen Grundannahme beruht, dass Herabtröpfeln automatisch als Fürsorge gilt, solange der*die Tropfende sich nur überzeugt genug fühlt.

Man stelle sich das Bild konsequent zu Ende vor: eine Volkswirtschaft als geschlossenes System, in dem oben jemand steht, sehr überzeugt von sich, sehr überzeugt vom Steuersystem als persönlichem Ventil, und unten steht der Rest der Gesellschaft mit hochgehaltenen, staatlich subventionierten Regenschirmen, die man ihnen zur Eigenverantwortung verkauft hat. Die Metapher ist unappetitlich. Das ist Absicht. Sie ist nämlich exakt so unappetitlich wie die Sache selbst. Nur dass die Sache selbst sich Fiskalpolitik nennt und in Anzügen auftritt statt in Latex, was sie nicht harmloser macht, nur besser finanziert.

III. Die Kurve, die alles rechtfertigte

Man muss an dieser Stelle der berühmtesten Requisite dieser ganzen Inszenierung gedenken: der Laffer-Kurve. Die Legende, wie sie erzählt wird, ist selbst schon eine Art Gründungsmythos mit Bierdeckel-Charakter: ein Ökonom zeichnet auf einer Serviette eine Parabel, und aus dieser Serviette wird vierzig Jahre Steuerpolitik. Man sollte innehalten und die Absurdität dieses Bildes würdigen: eine ganze Umverteilungsarchitektur, gerechtfertigt durch eine Zeichnung, die genauso gut das Profil eines Hügels, die Flugbahn eines Balls oder die Kurve einer schlecht gealterten Beziehung hätte darstellen können.

Die Grundidee der Kurve ist nicht per se falsch; sie besagt lediglich, dass es einen Punkt gibt, ab dem höhere Steuersätze weniger Einnahmen generieren, weil Anreize zur Arbeit oder Investition sinken. Das ist, für sich genommen, banale Mathematik. Der Trick, der daraus eine Ideologie machte, bestand darin, systematisch zu behaupten, man befinde sich immer auf der absteigenden Seite dieser Kurve — egal wie niedrig die Steuersätze bereits waren. Es ist, als würde eine Ärztin einer Patientin mit vierzig Grad Fieber ständig weitere Decken auflegen, weil eine Kurve irgendwo besagt, dass Unterkühlung theoretisch auch schädlich wäre.

Diese selektive Anwendung von Theorie ist typisch für das gesamte Genre. Man nimmt sich ein Körnchen mathematischer Wahrheit, poliert es zu einem Dogma, und verkauft das Dogma als Wissenschaft, obwohl es in Wahrheit nur eine Rechtfertigung für eine bereits getroffene Entscheidung ist. Die Kurve kam nicht vor der Politik. Die Politik kam vor der Kurve. Die Kurve wurde nachgereicht, so als ob man einem Gerichtsurteil nachträglich ein Gutachten spendiert.

IV. Was tatsächlich passiert, wenn man Reiche entlastet

Was tatsächlich passiert, wenn man Reiche entlastet, ist wissenschaftlich gut dokumentiert und langweilig genug, um wahr zu sein: Sie sparen es, sie parken es in Immobilien, sie verschieben es in Strukturen, die eigens dafür erfunden wurden, dass Geld nie wieder das Tageslicht einer Steuererklärung erblickt. Es zirkuliert nicht durch die Gesellschaft. Es zirkuliert durch Kanzleien in Zug und Delaware, wo es sich in aller Ruhe vermehrt, ungestört von Konsum, Umverteilung oder sonstigen physikalischen Zumutungen wie Schwerkraft.

Man könnte fast sagen: Das Geld hält sich zurück. Es genügt sich selbst. Es braucht das Unten gar nicht; anders als die Theorie, die das Unten dringend braucht, und zwar als Publikum. Denn eine Vorstellung ohne Zuschauer*innen ist keine Vorstellung, sie ist nur eine private Marotte. Trickle-

down funktioniert nur, solange genügend Menschen unten stehen und nach oben schauen, mit einer Mischung aus Hoffnung und schlecht verhohlener Dankbarkeit, für einen Tropfen, der nie kommt, aber dessen blosser Ankündigung schon als Wohltat gilt.

Es gibt Untersuchungen (man findet sie, wenn man will, sie sind nicht einmal versteckt) die zeigen, dass Steuererleichterungen für die obersten Einkommensschichten kaum messbaren Effekt auf Beschäftigung, Löhne oder Investitionen in die sogenannte Realwirtschaft haben. Was sie zuverlässig erhöhen, ist die Vermögenskonzentration selbst. Das ist keine Randnotiz, das ist der ganze Witz: Die Massnahme wirkt exakt so, wie eine Massnahme wirken würde, deren eigentliches Ziel, nicht deren behauptetes Ziel, die Konzentration von Kapital ist. Man muss der Sache nicht einmal böse Absicht unterstellen. Es reicht, ihr zuzuschauen, wie sie tut, was sie tut, immer wieder, mit bemerkenswerter Konsequenz.

V. Die kleine Theologie des Wartens

Was diese Ideologie so widerstandsfähig macht, ist nicht ihre ökonomische Substanz; die ist, wie gezeigt, dünn wie das Wasser, das angeblich durchsickern soll. Ihre Widerstandsfähigkeit liegt in ihrer theologischen Struktur. Trickle-down ist im Grunde eine säkularisierte Version des Gnadenbegriffs: Der Segen kommt von oben, unverdient, unvorhersehbar, und die einzige angemessene Haltung der Empfänger*in ist Geduld, gepaart mit dem Glauben, dass er kommen wird, wenn man nur genug daran glaubt und genug aushält.

Diese Struktur erklärt auch, warum die Theorie so erstaunlich beratungsresistent gegenüber Fakten ist. Man widerlegt keine Religion mit Statistik. Man widerlegt eine Heilsversprechung nicht, indem man zeigt, dass das Heil ausgeblieben ist. Man erklärt stattdessen, der Glaube sei nicht stark genug gewesen, die Entlastung nicht grosszügig genug, der Markt noch nicht frei genug. Es ist immer ein Mangel an Hingabe, nie ein Mangel an Substanz.

Und wie jede gute Theologie braucht auch diese ihre Priesterschaft: Ökonom*innen mit Lehrstühlen, finanziert von Stiftungen, die selbst von den Nutzniesser*innen der Theorie gegründet wurden, die in Fachzeitschriften Modelle veröffentlichen, deren Annahmen so gewählt sind, dass am Ende immer herauskommt, was am Anfang schon feststand. Das ist keine Verschwörung im klassischen Sinn; es ist etwas Banaleres und daher Wirksameres: ein sich selbst finanzierendes Glaubenssystem, in dem die Gläubigen zugleich die Geldgeber*innen sind.

VI. Der Applaus von unten

Die eigentliche Pointe, die sich unter vierzig Jahren neoliberaler Fachliteratur begräbt, ist simpel: Trickle-down war nie ein Wirtschaftsmodell. Es war eine Erlaubnis. Eine Erlaubnis für die, die schon hatten, weiterhin zu haben, garniert mit dem Versprechen, dass ihr Wohlstand irgendwann, symbolisch, gnädig, auf den Rest herabregnen würde. Man hat einer ganzen Klasse von Menschen beigebracht, mit dem Kopf im Nacken nach oben zu schauen und zu hoffen, dass etwas kommt. Das ist keine Ökonomie. Das ist eine Machtposition mit Wetterbericht und einer sehr spezifischen Vorliebe dafür, von oben herab beobachtet zu werden, während unten gewartet wird.

Und die Pointe an der Pointe: Es hat funktioniert. Nicht ökonomisch, sozial. Denn eine Gesellschaft, die glaubt, gleich bespritzt zu werden, wehrt sich seltener gegen die, die oben stehen.

Sie hält den Schirm bereit. Manchmal freut sie sich sogar, wenn ein Tropfen kommt, und nennt es Aufstiegschance. Man hat ihr beigebracht, das Warten für Teilhabe zu halten.

Das ist der eigentliche Skandal an der ganzen Konstruktion: nicht, dass oben jemand herabtröpfelt, sondern dass unten jemand applaudiert. Und dass dieser Applaus nicht erzwungen werden musste. Er wurde kultiviert, über Generationen, durch Schulbücher, durch Sonntagsreden, durch die stille Übereinkunft, dass man von Neid spreche, sobald man von Umverteilung sprechen wolle.

VII. Ein Nachwort ohne Trost

Man könnte diesen Essay mit einem Aufruf zur Revolution beenden, aber das wäre unredlich, denn Revolutionen brauchen mehr als gute Metaphern, und dieser Text ist im Kern nur eine sehr lange, sehr nasse Metapher. Was bleibt, ist vielleicht nur die Feststellung, nüchtern und ohne Erlösung: Das Wasser fließt dorthin, wo es schon ist. Es braucht keinen Umweg über die Armut, um in die Armut zu gelangen; es braucht überhaupt keinen Umweg, weil es dort nie ankommen sollte.

Die einzige ehrliche Reaktion auf vierzig Jahre Trickle-down ist nicht Geduld, sondern der Regenschirm, den man endlich zuklappt, um selbst nachzuschauen, wo das Wasser eigentlich herkommt; und wer es dort oben zurückhält, während unten weiter gewartet wird, mit hochgehaltenem Kopf, im Regen, der nie fällt.